

Arzt (Kol 4, 14) Lukas (25) scheint die Paulusbriefe nicht gekannt zu haben (13.38.60). – Traditionsverlust und Stoffreduktion beim Übergang in Schriftformen führen zu dem wichtigen Urteil des V.: »Der »originale« Epiktet ist uns dabei so wenig erhalten wie der ursprüngliche Sokrates oder Jesus« (17). – Das Wirklichkeitsverständnis miraculöser Berichte in der antiken Geschichtsschreibung war anders als das unsere. – Das Postulat einer isolierten »Heilsgeschichte« oder »heiligen« Literatur, die nicht mit profanen Methoden untersucht werden dürfen, ist unstatthaft (23.44.46). – Der heute überstrapazierte Begriff »Gemeindebildung« verdunkelt mehr als er erhellt (29). – »Der Beitrag des Lukas zum historischen Verständnis des Paulus ist, trotz aller tendenziösen Verzerrungen, wesentlich grösser, als viele Forscher heute wahrhaben wollen« (38 f.). – »Es gibt eine Kritik, die das Attribut »kritisch« nicht mehr verdient, weil sie keine Selbstkritik kennt« (40). – »Die neutestamentliche Wissenschaft war deshalb schlecht beraten, als sie sich einreden liess, Geschichte und Kerygma seien sich ausschliessende Gegensätze« (42, gegen Willi Marxsen). – Der Verfasser des Markusevangeliums Mk ist doch wohl mit Johannes Markus (Apg 12, 12; 13, 5; 15, 37), der später mit Petrus verbunden war (1 Petr 5, 13) identisch« (47.79 f.). – Bei der Idee einer absolut vorurteilslosen positivistischen Geschichtskritik »handelt es sich um eine abgestandene, wohl nur noch von Theologen weitergegebene Karikatur. Es gibt keine echte Geschichtsschreibung ohne Interesse und Wertung« (49). – Die historisch-kritische Methode ist »geistigen Strömungen unterworfen, die mit dem echten wissenschaftlichen Fortschritt leider nicht immer identisch sind« (51). – Gegen die strukturalistische Exegese: »Ein Text ist niemals eine völlig isolierte Grösse. Wir sollten uns daher vor der Versuchung eines »Textfetischismus« hüten. Gerade durch die Isolierung und Absolutsetzung eines »Textes an sich« wird die historische Wirklichkeit, die hinter ihm steht, ignoriert« (53). – »Für eine ängstliche, die historische Wahrheit verdrängende Apologetik sollte heute in der christlichen Theologie kein Raum mehr sein« (54). – Conzelmanns These »von dem dreifachen lukanischen Geschichtsschema war gewiss anregend, aber dennoch irreführend...« Auch der Vorwurf, Lukas nehme eine anti-eschatologische Haltung ein, beruht auf einem Irrtum (54 f.). – »Wenig hilfreich für das Verständnis des Lukas ist das beliebte schlagwortartige Etikett des »Frühkatholizismus«, das kaum etwas zu einem historischen und theologischen Verstehen des Urchristentums beizutragen vermag. Dagegen entspricht es nur allzu gut dem heute verbreiteten Verlangen nach griffigen Klischees« (59, vgl. 102). – »Die Botschaft Jesu hatte von Anfang an eine Neigung hin zur universalen griechischsprechenden Welt und vielleicht sogar hin zu gewissen Motiven griechischen Denkens« (64). – »Im Gegensatz zu dem Bild, das F. Chr. Baur vom Urchristentum entwarf und das teilweise bis heute nachwirkt, war Kephas-Petrus nicht der typische Vertreter des strengen gesetzestreuen Judentums und damit auch nicht der eigentliche Gegner des Paulus. Er gehörte gerade nicht zum Kreis der »Judaisten«, er muss vielmehr eine vermittelnde Stellung in der allmählich aufbrechenden Konfrontation eingenommen haben« (79). – »In Wirklichkeit ist jedoch die Scheidung zwischen »Redaktion« und »Tradition« in der Apostelgeschichte ausserordentlich schwierig; die grundsätzliche Bestreitung älterer Traditionen in den von Lukas komponierten Reden macht diese unverständlich und beruht auf einem Akt exegetischer Willkür« (88).

Diese kleine Kostprobe thesenartiger Aussagen des V. zeigt, wieviele hermeneutische und exegetische Probleme vom Verfasser angepackt und einer plausiblen Antwort zugeführt werden. Was manchmal beim V. wie eine etwas konservative Haltung aussieht, ist durchweg angesichts der gegenwärtigen kritischen Hermeneutik haltbar; daher fällt es dem Rezensenten nicht schwer, den allermeisten Thesen dieses Bändchens vorbehaltlos zuzustimmen. Dieses Buch, in dem ganz konkret die Frage nach dem Recht und den Grenzen historischer Forschung im Neuen Testament gestellt und beantwortet wird und in dem eine überzeugende Rekonstruktion der geschichtlichen Entwicklung des Urchristentums in der entscheidenden Epoche zwischen der Vertreibung der Hellenisten aus Jerusalem um 32 und dem sog. Apostelkonzil im Jahre 49 vorgetragen wird, stellt eine zuverlässige Einführungslektüre in die Geschichte der Kirchenentstehung, der frühen Kirchenpolitik und der damals geübten Strategien der Konfliktbewältigung dar. Nicht nur Studenten der Theologie und Berufstheologen werden in dieser Fundgrube von Details mit grossem Gewinn lesen, sondern auch Bischöfe und andere Kirchenführer werden hier auf Aspekte aufmerksam gemacht, die manche verkürzte Führungsoptik korrigieren können.

Paul-Gerhard Müller, Stuttgart

GÜNTER KRINETZKI: Jakob und wir. Exegetische und motivgeschichtliche Beobachtungen zu den wichtigsten Texten der Jakobsgeschichte. Erstellt in Zusammenhang mit Walter Kettler. Reihe: Schlüssel zur Bibel. Regensburg 1979. Verlag Friedrich Pustet. 112 Seiten.

Dieses kleine Büchlein ist sehr nützlich. Es führt exemplarisch vor, wie Bibelarbeit heute für einen breiteren Leserkreis fruchtbringend gemacht werden kann. Gegenstand ist der in den letzten Jahren stiefmütterlich behandelte Stammvater Jakob, von dem die meisten Christen wohl zuletzt im Bibelunterricht der Grundschule gehört haben, wenn sie nicht Thomas Mann gelesen haben. Von da bleibt in Erinnerung, dass Jakob seinen Bruder Esau übertölpelt hat, ferner die Geschichte von der Gottesleiter und dem nächtlichen Kampf am Jakob. Genau diese Perikopen werden auch in diesem Buch behandelt. Insgesamt geht es nur um fünf Texte aus der Genesis: 22, 21–26a; 25, 29–34; 28, 10–22; 32, 23–33 und 33, also um die Thematik Geburt der Zwillinge Esau und Jakob, Erstgeburtsrecht, Traum in Bet-El, der Kampf mit Gott und Jakobs Versöhnung mit Esau.

Diese Texte, die eine grosse Wirkungsgeschichte hatten, werden mit verschiedenen Methoden erschlossen. Einmal legt der Exeget die Ergebnisse der historisch-kritischen Arbeit vor. Für den Kenner sind diese nicht neu, beim exegetisch nicht geschulten Leser wird man immer noch mit Erstaunen rechnen müssen. Gerade diese Texte sind sowohl wegen der Quelle (J, E, P) wie auch wegen ihrer bis weit in die vorisraelitische Zeit hineinreichenden Dimension nicht ganz einfach zu erschliessen. Die ganze gelehrte Arbeit wird hier präzise referiert. Aber damit ist das vorliegende Buch erst halb charakterisiert. An die Exegese schliesst sich jeweils eine motivgeschichtliche Untersuchung an, in der vornehmlich mit dem Instrumentarium von C. G. Jung die archetypische Bedeutung der Texte erschlossen wird. Dabei geht es um rivalisierende Brüder und Wasser, Leiter und Kampf, Vater, Mutter und Fluss. Die Deutungen sind meistens recht interessant, aber sie haben den Rezensenten lange nicht so überzeugt wie die Ergebnisse der Exegese. Die vielfältige Bemühung etwa der Mythologie und Märchenforschung soll dabei zwar nicht bestritten werden, aber viele Bezüge

erscheinen in diesem konkreten Fall recht weit hergeholt. Überzeugend dagegen ist wiederum der Versuch, den Ertrag der Jakobsgeschichte für unsere Gegenwart zu formulieren. Hier springen Einsichten heraus, die beherzigenswert sind. Für die Leser des FrRu bleibt anzumerken, dass auch die Konsequenzen für den christlich-jüdischen Dialog richtig gezeigt werden. Ein kleines, lesenswertes Buch.

Werner Trutwin, Bonn

ROLLIN KEARNS: Vorfragen zur Christologie I. Morphologische und Semasiologische Studie zur Vorgeschichte eines christologischen Hoheitstitels. Tübingen 1978. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IV, 207 Seiten.

Der christologische Hoheitstitel »Menschensohn«, der als einer der ältesten Jesustitel gilt und von manchen Exegeten sogar als vorösterliche Selbstprädikation des irdischen Jesus verstanden wird, ist deswegen in der Exegese so umstritten, weil seine Herkunft und Bedeutungsgeschichte noch nicht überzeugend erhellt ist. Gemeinhin wird der griechische Ausdruck »ho hyios tou anthropou« auf das aramäische »brnš« zurückgeführt und dieses brnš als Kompositum aus zwei Wörtern verstanden: Sohn des Menschen, d. h. einfach »Mensch«. Vorliegende Studie bezweifelt diese landläufige Bedeutungsangabe, weil es philologisch auch möglich ist, dass brnš von vornherein einen einzigen Begriff darstellt. Daher fragt der Verfasser, ob man in dem Ausdruck brnš überhaupt zwei selbständige Nomen eines aramäischen Kompositums sehen darf oder ob man nicht *einen* Begriff, *eine* morphologische Einheit mit einer ganz spezifischen Wortgeschichte annehmen muss.

Schon seit V. Schindler, *Lexicon Pentaglotton*, Hannover 1612, wird die lexikographische Einordnung des Wortes unter »Mensch« vorgenommen und die etymologische Bedeutungsableitung aus der aramäischen Komposition »Sohn des Menschen« festgelegt. Verfasser hingegen vertritt die Auffassung, dass es sich bei dem Begriff brnš ursprünglich um eine morphologische Einheit handelt, die aber später in der jakobitisch-nestorianischen und dann auch jüdischen Lexikographie missverstanden und fehlgedeutet wurde. Daher legt Verfasser eine detaillierte Untersuchung des Wortes in den verschiedenen Dialekten des altwest- und altostaramäischen Sprachraums, wo das Wort ab 8. Jahrhundert vor Chr. belegt ist, vor. Er untersucht das Wortvorkommen im Sprachraum des palästinischen Rabbinats, der palästinischen Synagoge, der verschiedenen Targume, des Samaritanischen, des Syrischen, des Urukischen, des Mandäischen bis hin ins Christlich-Palästinische der chaldäonensischen Konfession. Dabei zeigt sich, dass unser Wort nur in ganz bestimmten Dialekten Syriens vorkommt, während es im Urukischen, Babylonischen und Mandäischen nicht auftaucht. Die Geschichte des Begriffs lässt vermuten, dass er zwischen 14. bis 8. Jh. v. Chr. im syrischen Sprachraum auftrat (S. 36–44), dass die Wurzeln des Begriffs vielleicht im Ugaritischen des 15. Jh. v. Chr. liegen und das Wort als Lehnwort ins Aramäische übernommen wurde, wobei eine »pseudoetymologische Umsetzung« stattfand, auf der dann auch die griechische Übersetzung »ho hyios tou anthropou« fußt. Diese griechische Übersetzung dürfte im »frühesten christlichen Missionsbetrieb in griechischer Sprache geschaffen« worden sein (S. 75).

Der morphologischen Studie folgt dann S. 91–182 die semasiologische Untersuchung des Wortes und seiner Bedeutungsgeschichte, wobei der Verfasser von den lexikographischen Menschensohn-Studien von Lietzmann

1896, Dalman 1898, Wellhausen 1899 und Fiebig 1901 ausgeht und zu den neueren Menschensohn-Studien, die aber kaum neues Material bringen, übergeht. Die Bedeutungsanalyse zeigt, dass der Begriff in je wechselnden geographischen, geschichtlichen und soziologischen Rahmen ganz verschiedene Bedeutungsnuancen trug, etwa »Königsvasall, Pächter, Vasall, Landesherr, Kultgenosse usw.« Die Bedeutung »lebender Körper, Mensch« ist nur eine Variante der vielen Bedeutungen.

Der zweite Band dieser »Vorstudien« wird sicher Aufschluss geben, wie die Bedeutungsgeschichte im Griechischen bis hin ins Biblische weiter verlief. Die Studie ist eine mit hervorragender philologischer Sachkenntnis des orientalistischen Sprachmaterials angelegte Untersuchung eines Zentralbegriffes der frühen Christologie, in der praktisch sämtliche Belegtexte zu brnš aufgelistet, einzeln untersucht und für die Rekonstruktion der Bedeutungsgeschichte ausgewertet werden. Das umfassende Quellenverzeichnis S. 185–189, das ausführliche Stellenregister nichtbiblischer Literatur S. 190–204 sowie das Autorenregister schliessen den Band ab. Schon der 1. Band dieser Studie lässt ahnen, dass hier ein grundlegendes Werk entsteht, an dem das exegetische Gespräch über die Bedeutungsgeschichte der Menschensohn-Titulatur nicht vorübergehen kann. Noch einmal wird deutlich, wie wichtig eine solide philologische Vorarbeit ist, wenn nicht ins Blaue hinein exegetisiert werden soll. Ausserdem wird an dieser Arbeit die entscheidende Relevanz von Sprachsoziologie und Semasiologie für die Bedeutungsanalyse christologischer Prädikate sichtbar.

Paul-Gerhard Müller, Stuttgart

URS KÖPPEL: Das deuteronomistische Geschichtswerk und seine Quellen. Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIII – Theologie. Bern/Frankfurt-Main 1979. Peter Lang Verlag (Dissertation). 234 Seiten.

Bei dieser für den Druck überarbeiteten Dissertation, die von Prof. R. Schmid, Luzern, betreut wurde, wird man ohne Zögern dem Ergebnis des solide gearbeiteten 2. Hauptteils zustimmen.

Vf. hat die Einzelanalysen von Num 21, 21–35 bzw. Dtn 2, 26–3, 3 durchgeführt, beide Analysen miteinander verglichen und plausibel gemacht, dass die ältere Stelle (Num) in der Episode der Besiegung des Königs Og von Baschan eine Anstückung (Num 21, 33–35) erfahren hat durch die Hand des Dtr, der bekanntlich für das dtrG zeichnet und dem Dtn 2, 26–3, 3 zugehört. Mit dem Heschbonlied war die alte Quelle (E) zu Ende. Sie hat, was die Besiegung und Eroberung des Ostjordanlandes angeht, eine *Landnahme*, der dtr Text spricht dagegen vom selben geschichtlichen Ablauf als von einer *Landgabe* durch Jahwe (S. 102 f.).

Nach Stil und Aufbau ist die Darstellung in Dtn 3, 1–3 wiederum weitgehend abhängig von der Sichonerzählung, die in der älteren Quelle vorhanden ist, und verrät keine eigene Tradition über die Eroberung des nördlichen Ostjordanlandes. Nicht nur, dass dem Dtr in diesem Betracht offensichtlich ältere Traditionen überhaupt fehlen, es stellt sich auch heraus, dass er schematisiert und das Ostjordanland und seine Eroberung parallelisiert hat mit dem Westjordanland (Jos 10 f. S. 153). In noch schärferen Kontrast zur offenkundigen Unkenntnis des Dtr treten die immerhin einigermaßen verlässlichen Rekonstruktionen über den historisch wahrscheinlichen Landnahmevorgang, den Vf. im ersten Hauptteil behandelt im Anschluss an siedlungsgeographische, bibelhistorische (de Vaux, S. Herrmann) wie formgeschichtliche Arbeiten, unter vielen anderen von J. R. Bartlett (Sihon and Og Kings of the Amorites, VT